

Suhrkamp

Yasushi
Inoue
Meine
Mutter

Erzählungen

suhrkamp taschenbuch 1775

Über die hier vorliegenden drei autobiographischen Erzählungen um das Altern und Sterben schrieb Friedrich Dürrenmatt: »Beim Lesen dieses Geschehens dachte ich nicht mehr an einen anderen Schriftsteller. Ich dachte nur noch an Inoue. Was mich bewegte, war, wie nicht nur Inoue, seine Frau und seine Kinder, sondern auch seine Brüder, seine Schwester und sein Schwager am Alterszerfall teilnehmen, wie sie wahrnehmen, ohne die alte Frau zu entmündigen oder abzuschieben, sondern mit unendlicher Ehrfurcht vor dem Abspulen eines Lebens ... wie sie überlegen, wenn die alte Frau des Nachts mit einer Taschenlampe die Zimmer durchstreift, ob sie als junge Frau ihren Sohn oder als kleines Kind ihre Mutter suche, bis sie endlich bemerken, daß sie alle für die alte Frau gestorben und daß sie alle für die alte Frau jemand anderes sind, Fremde.«

Yasushi Inoue wurde am 6. Mai 1907 auf der japanischen Insel Hokkaido geboren. Er starb am 29. Januar 1991 in Tokio. Er ist einer der bedeutendsten japanischen Schriftsteller des letzten Jahrhunderts und Autor zahlreicher Romane und Erzählbände. In deutscher Übersetzung erschienen im Suhrkamp Verlag u.a.: *Das Jagdgewehr* (st 2909), *Die Eiswand* (st 551), *Der Stierkampf* (st 944), *Der Sturm* (st 2660), *Der Tod des Teemeisters* (st 4025).

Yasushi Inoue
Meine Mutter

Erzählungen
Aus dem Japanischen
von Oscar Benl

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Waga haba no ki
Zusammen mit *Die Berg-Azaleen auf dem Hira-Gipfel*
erschien die vorliegende Übersetzung zuerst 1980
in der Bibliothek Suhrkamp.

7. Auflage 2017

Erste Auflage 1990
suhrkamp taschenbuch 1775
© 1975 Yasushi Inoue
First published in Japan
All rights reserved
© der deutschen Übersetzung
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1987
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Printed in Germany
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-518-38275-2



Inhalt

Unter den Blüten

7

Der Glanz des Mondes

53

Die Schneedecke

121

Unter den Blüten

(1964)

Vater starb vor fünf Jahren, achtzig Jahre alt. Gleichzeitig mit seiner Beförderung zum Generalarzt ließ er sich pensionieren und zog sich mit achtundvierzig Jahren in seine Heimat auf der Izu-Halbinsel zurück. Während der ihm noch verbleibenden dreißig Jahre bestellte er einen kleinen Acker, der hinter dem Hause lag, und baute dort das für das tägliche Leben nötige Gemüse an. Als er den Militärdienst quittierte, befand er sich in einem Alter, in dem er ohne weiteres eine ärztliche Praxis hätte eröffnen können, aber er verspürte nicht die geringste Lust dazu. Nach Ausbruch des Pazifischen Krieges wurden viele Militärhospitäler und Genesungsheime geschaffen und Vater wurde, da es an Militärärzten mangelte, oft aufgefordert, die Leitung eines dieser Krankenhäuser zu übernehmen, aber er lehnte jedesmal unter Hinweis auf sein hohes Alter ab. Offenbar konnte er sich nicht überwinden, die einmal abgelegte Uniform noch einmal anzuziehen. Seine Pension fand er ausreichend, aber da damals alles recht knapp und teuer war, hätte das Leben meiner Eltern, das allmählich trüb und ärmlich wurde, einen anderen Verlauf genommen. Es wäre ihnen nicht nur wirtschaftlich besser gegangen, sie hätten auch gesellschaftlichen Umgang pflegen können, es wäre in das Leben der beiden alten Leute fruchtbare Spannung gekommen.

Als ich einem Brief meiner Mutter entnahm, man sei wegen Übernahme eines Militärhospitals an Vater herangetreten, fuhr ich sofort hin, um ihn zu überreden, reiste aber dann ab, ohne diese Frage auch nur berührt zu haben. Der Anblick meines Vaters, wie er in einem über und über geflickten Bauernkittel, mit seinen sechzig Jahren plötzlich auffallend abgemagert, zu dem hinter dem Hause liegenden Acker hin schlurfte, machte mir schlagartig klar, daß ihn mit der menschlichen Gesellschaft nichts mehr verband. Mutter erzählte mir, seit er sich in die Heimat zurückgezogen hatte, habe er kaum mehr das Grundstück verlassen, kamen Gäste ins Haus, zeigte er zwar kein mürrisches Gesicht, doch von sich aus suchte er niemanden auf. Es wohnten zwar nicht weit von ihm entfernt ein paar Verwandte, doch erschien er dort nur bei Trauerfällen. Er vermied es sogar, auf die an unserem Hause vorbeiführende Straße hinauszutreten.

Wir Kinder kannten die Abneigung unseres Vaters gegenüber anderen Menschen, doch nachdem wir in die Stadt gezogen waren, hatte jeder von uns mit seiner eigenen Familie zu tun, und dieser Charakterzug unseres Vaters wurde mit zunehmendem Alter noch viel ausgeprägter, als wir gefürchtet hatten.

So dachte er auch nie, daß wir ihn unterstützen sollten, seine Pension reichte wohl auch für das Allernötigste aus, doch mit Kriegsende veränderte sich alles, er bekam vorübergehend über-

haupt kein Geld mehr, und als es wieder gezahlt wurde, war der Kaufwert außerordentlich gesunken. Ich sandte ihm monatlich eine gewisse Summe, aber es widerstrebte ihm offenbar, sie anzunehmen. Es war ihm, übertrieben gesagt, auf den Tod zuwider. Er gab nicht das geringste Geld unnötig aus. Obgleich ich ihm nicht wenig schickte, beharrte er auf seinem unglaublich niedrigen Lebensstandard. Er bestellte nach Kriegsende seinen Acker nach wie vor, züchtete Hühner, produzierte sogar selbst billiges Bohnenmus und kaufte keine zusätzlichen Nahrungsmittel. Wir kritisierten das, wenn wir ihn besuchten, und gaben uns viel Mühe, ihn zu einer bequemerem Lebensweise zu überreden, aber es half nichts. Nur zu gern hätten wir den Lebensabend unserer Eltern angenehmer gestaltet, doch unser Geld gab Vater kaum aus, und so sandten wir Kleidung und Bettzeug, doch dieses wurde, wohl weil die Eltern es für zu wertvoll hielten, größtenteils weggeschlossen oder nur höchst selten gebraucht, so blieb uns nichts anderes übrig, als ihnen Lebensmittel zu schicken. Da diese verderblich waren, mußten sie sie essen.

Die Lebensführung meines Vaters war stets makellos. Zwar erwies er niemandem Wohltaten, doch es grollte ihm auch keiner. Die dreißig Jahre Einsiedlerleben waren ohne jeden Fleck geblieben. Auf seinem Sparkassenbuch, das wir nach seinem Tode vorfanden, war ausreichend Geld, um damit seine und Mutters Bestattung zu dek-

ken. Das Haus sollte mir, seinem ältesten Sohn, gehören. Die während seiner Amtszeit als Militärarzt angeschafften Hausgeräte hatte er größtenteils in der schweren Nachkriegszeit verkauft, und es war nichts von Wert zurückgeblieben. Dafür fehlte kein Stück von den seit Generationen vererbten Gegenständen wie etwa Rollbilder und Schmuck für die Ziernische. Er hatte das Familienvermögen weder vergrößert noch verringert.

Ich war, von meinen Eltern getrennt, bei meiner Großmutter aufgewachsen. Wir nannten sie Großmutter, doch sie war nicht mit uns blutsverwandt, sondern die Nebenfrau meines Urgroßvaters, einem Arzt, und sie hieß Nui. Sie war nach dem Tod meines Urgroßvaters in unser Familienregister eingetragen worden und hatte als Pflegemutter meiner Mutter eine Zweigfamilie gegründet. Natürlich geschah dies aufgrund einer letztwilligen Verfügung meines Urgroßvaters und entsprach ganz seiner Art, hatte er sich doch niemals um das Urteil anderer gekümmert.

So war also Nui nach dem Standesregister meine Großmutter. Ich nannte sie »Großmutter O-Nui« und unterschied sie auf diese Weise von der wirklichen Urgroßmutter und Großmutter, der Mutter meiner Mutter. Es gab eigentlich keinen Grund, warum ich bei ihr aufwuchs. Als meine noch junge Mutter mit meiner jüngeren Schwester schwanger war und es keine Hilfe zu Hause gab, vertraute man mich vorübergehend Großmutter O-Nui an, die in der Heimat lebte, und so ver-

brachte ich schließlich meine Kindheit bei ihr. Ihre etwas unsichere Position wurde dadurch, daß sie mich bei sich hatte, stabiler, und so wollte sie mich, zumal sie sich einsam fühlte und mich mochte, gar nicht gern wieder hergeben. Und ich, mit meinen fünf, sechs Jahren, hing an ihr und hatte verständlicherweise nicht viel Lust, wieder bei meinen Eltern zu wohnen. Zu Hause kam nach meiner jüngeren Schwester mein Bruder zur Welt, und da ich mich gegen eine Heimkehr sträubte, ließ man mich also bei Großmutter O-Nui.

Ich war in der sechsten Volksschulklasse, als sie starb und ich nach Hause zurückkehrte. An dem Ort, wo Vater Dienst tat, ging ich zur Mittelschule. Doch weil er bald darauf versetzt wurde, war ich nicht einmal ein ganzes Jahr bei meinen Eltern und kam dann in das Internat einer nahe gelegenen Kleinstadt. Ein Jahr, das ich nach Beendigung der Mittelschule untätig zubrachte, und ein weiteres Jahr, in dem ich schließlich doch Gymnasiast war, also insgesamt zwei Jahre, lebte ich in der Familie. Doch dann wurde mein Vater erneut versetzt und ich wohnte seitdem anderswo. Ich war also für Vater ein Kind, das nicht sehr lange mit ihm zusammen gelebt hatte, aber er behandelte mich nicht anders als meine drei Geschwister, die gewissermaßen zu seinen Füßen aufwuchsen. Er war stets unparteiisch und dies auf die natürlichste Weise. Seine Liebe war nicht geringer, weil jemand – wie ich – längere Zeit fern

gewesen war, und sie war nicht stärker, weil jemand – wie meine Geschwister – ständig bei ihm lebte. Sah man seine Kinder neben denen von Verwandten, hatte niemand den Eindruck, es gäbe für ihn irgendwelche Unterschiede. Es mußte erstaunen, wie gleichmäßig seine Liebe zu allen war. Extrem gesagt, waren für ihn die eigenen Kinder und die von Nicht-Verwandten gleich. Seine eigenen Kinder empfanden ihn eher als kühl, Außenstehende wohl warmherzig.

Mit siebzig Jahren erkrankte Vater an Krebs. Die Operation erschien zunächst erfolgreich verlaufen, aber nach zehn Jahren brach das Übel erneut aus. Er mußte ein halbes Jahr im Bett liegen und verlor allmählich immer mehr Kraft. Angesichts seines hohen Alters riskierten die Ärzte keine weitere Operation. Sein Tod war nur mehr eine Frage der Zeit, und ungefähr einen Monat lang bestand täglich die Gefahr, daß er stürbe. Wir, seine Kinder, fuhren, als warteten wir darauf, zwischen der Heimat und Tōkyō hin und her und brachten eines Tages auch schon Trauerkleidung mit. Ich besuchte Vater am Tage vor seinem Tod und fuhr, da er nach Ansicht des Arztes vielleicht noch vier, fünf Tage durchhielt, am gleichen Abend nach Tōkyō zurück, doch da starb er plötzlich. Vater war bis zuletzt völlig bei Bewußtsein und gab klare Anweisungen, etwa, wie die Trauergäste zu bewirten seien und sogar wie die Todesanzeige abgefaßt werden solle.

Als ich Vater zum letzten Male sah und ihm sagte,

ich würde jetzt nach Tôkyô zurückfahren, in ein paar Tagen aber wiederkommen, streckte er mir seine abgemagerte Rechte aus dem Bettzeug hin. Da er so etwas noch nie getan hatte, war ich mir nicht klar, ob er nicht vielleicht etwas von mir wünschte. Ich nahm seine Hand in die meine. Daraufhin drückte er meine Hand. Beide Hände hielten so einander umschlossen, aber gleich darauf war mir, als würde meine Hand von der seinen leicht weggestoßen. Es war ein Gefühl, wie wenn beim Angeln an der Angelrute plötzlich etwas zuckt. Betroffen zog ich meine Hand aus der seinen. Ich wußte nicht, wie ich mir das erklären sollte; wirklich meinte ich, darin eine augenblickliche Willensbekundung meines Vaters gespürt zu haben. Arglos hatte ich seine Hand ergriffen und war – ich empfand es wie mit einem Frösteln – zurückgestoßen worden, als habe er sagen wollen: ›Damit ist nicht zu scherzen!‹

Diesen Vorfall konnte ich nach Vaters Tod lange nicht vergessen. Angestrengt sann ich immer wieder darüber nach. Vater wußte, daß seine Todesstunde näher rückte, und vielleicht hatte er mir die Hand hingestreckt, um mir ein letztes Zeichen seiner väterlichen Liebe zu geben. Doch als er dann meine Hand ergriff, widerstand ihm plötzlich diese Herzensregung, und er stieß mich zurück. Eine solche Auslegung war durchaus möglich. Ich fand sie sogar recht einleuchtend. Oder aber Vater fühlte ein Unbehagen gegenüber meiner Hand, mit der ich seine Geste erwiderte, und

indem er plötzlich die väterlichen Gefühle, die er mir hatte erweisen wollen, wieder zurücknahm, ließ er meine Hand los. Wie dem auch immer war, soviel stand fest: dadurch, daß er meine Hand leicht zurückgestoßen hatte, stellte er die alte Distanz zu mir, der ich ihm plötzlich zu nahe gekommen war, wieder her. Das entsprach, dachte ich, seinem Wesen, und so sollte es mir recht sein.

Andererseits vermochte ich den Gedanken nicht loszuwerden, ebensogut wie er meine Hand könnte ich die seinige von mir gestoßen haben. Vielleicht hatte Vater von dem Frösteln bei der Berührung gar nichts gewußt und es war das ganz von mir ausgegangen. Beweise, die das widerlegt hätten, gab es keine. Nein, nun und nach alledem diese Zärtlichkeit, das war nicht nach Vaters Art. Er brauchte doch mir, dem Sohn, nicht die Hand hinzustrecken! Und so schob ich sie, kaum daß ich sie ergriffen hatte, wieder zurück. Bei dieser Auslegung überfiel mich ein großer Schmerz.

Schließlich aber gelang es mir, mich von diesem quälenden Hin und Her zu lösen. Plötzlich fühlte ich mich befreit. Entscheidend war wohl meine Vorstellung, daß vielleicht auch mein Vater, von gleichen Zweifeln gequält, im Grab über diesen winzigen, unverständlichen Vorfall nachsann. Vielleicht hatte er, wie ich, schon vor seinem Sterben über all das nachgedacht. Während ich das überlegte, fühlte ich mich plötzlich wie nie,

während er noch am Leben war, als sein Kind. Ich bin das Kind meines Vaters, dachte ich, und Vater ist mein Vater.

Nach seinem Tod wurde mir zu meiner großen Überraschung bewußt, wie sehr ich ihm doch glich. Zu seinen Lebzeiten kam mir nie der Gedanke, ihm irgendwie ähnlich zu sein, und auch in meiner Umgebung schien man überzeugt zu sein, daß sich mein Wesen von dem meines Vaters beträchtlich unterschied. Während meiner Schul- und Universitätsjahre war ich überzeugt, völlig anders zu sein als er und mein Leben ganz und gar verschieden einrichten zu wollen. Ich hatte jedenfalls nicht den leisesten Eindruck, daß ich und mein Vater uns in irgendeiner Weise glichen. Menschenscheu war mein Vater schon in seiner Jugend gewesen, aber ich besaß viele Freunde, ich war Sport-Champion an der Universität, mich verlangte es, inmitten eines fröhlich bewegten Kreises zu leben. Und so blieb es auch nach meinen Studienjahren. Als ich das Alter erreichte, in dem mein Vater sein Einsiedlerleben begonnen hatte, dachte ich nicht im Traum daran, mich, wie er damals, in die Heimat zurückzuziehen und alle Brücken abzurechen. Mitte Vierzig gab ich meine Stellung bei der Zeitung auf, begann also ein neues Leben als Schriftsteller, blieb aber mit der Gesellschaft eng verbunden, während mein Vater niemanden mehr zu sehen wünschte.

Nach seinem Tode wurde mir in belanglosen Augenblicken bewußt, daß ich doch dies und jenes